

ANNA VEIN

RISE

LIKE A
BUTTERFLY

RISE LIKE A BUTTERFLY

ISBN: 978-3-98942-050-2

Copyright: Anna Vein, 2024, Deutschland

Bildmaterial: Shutterstock, Freepik, Rawpixel

Korrektorat: Katharina Lorenz

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd, Blagoevgrad

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

Alle Rechte vorbehalten.

Federherz Verlag

Bergmannsweg 7

31867 Lauenau

www.federherzshop.de

Instagram: [@federherz.verlag](https://www.instagram.com/federherz.verlag)

Triggerwarnung

Liebe Leser*innen,

Rise like a butterfly enthält Themen wie Verlust von Angehörigen, Trauer, Traumabewältigung und Panikattacken. Prüft vor dem Lesen, ob ihr euch momentan emotional dazu in der Lage fühlt, eine Geschichte mit potenziell triggernden Inhalten dieser Art zu konsumieren. Hört auf euer Bauchgefühl.

Gebt gut auf euch Acht! ♥
Alles Liebe, Anna

Playlist

K.Fløy – Perfectly Alone
Ryan Caraveo – Permanent Red
Bring Me The Horizon – sTraNgeRs
Bazzi – Will It Ever Feel The Same?
Dua Lipa, Angèle – Fever
5 Seconds of Summer – BLENDER
PVRIS – I DON'T WANNA DO THIS ANYMORE
Pink Sweat\$, 6LACK – Midnight River
Christian Kuria – So
Stephen Sanchez – High
DESTIN CONRAD – COLORWAY



»Just when the caterpillar thought the world was over,
it became a butterfly.«

— Chuang Tzu

1



Da sollte Schmerz sein.
Vielleicht auch Tränen.
Irgendetwas, das mir zeigte, dass das, was sich vor mir abspielte, der Realität entsprach. Um zu begreifen, dass nicht ein fremdes Leben eine Vollbremsung hinlegte, sondern mein eigenes. Ich befand mich nicht länger auf einer Geraden, Sonnenuntergang und Happy End in Aussicht. Stattdessen war ich gezwungen, die nächste Ausfahrt ins Nirgendwo zu nehmen.

Den Blick auf den Boden geheftet, die Türklinke noch immer in der Hand, ließ ich das Chaos über mich hereinbrechen. Mein Denken und Handeln war nicht länger eins. Der Schock hatte die Verbindung gekappt und mich mit zu wenig Sauerstoff in den Lungen zurückgelassen. Dafür war alles andere zu viel. Der Unglaube, dass das gerade wirklich geschah. Der Funke Hoffnung, der mich aufrecht hielt. Wut, Entsetzen, Verunsicherung, Panik; ein Gefühl nach dem anderen schwappte über mich hinweg, während ich im Vorzimmer

verharrte, die Stille des Hausflurs hinter mir, Gekicher und Geflüster vor mir.

Meine Finger lösten sich von dem Griff, der Arm fiel schlaff an meine Seite. Die Tür glitt ins Schloss. Das Geräusch war zu leise, um bis ins Wohnzimmer vorzudringen, bis in die Blase, in der sich die beiden befanden. Mein Blick wanderte weiter, von dem Shirt auf dem Boden zu dem Kleid, dessen gelbes Gelb mir in den Augen stach.

Wut, Entsetzen, Verunsicherung, Panik.

Und dann war da plötzlich nichts mehr von all dem. Eine beginnende Taubheit brachte meine Fingerspitzen zum Kribbeln, meine ganze Hand und schließlich meine Arme. Der Henkel meiner Tasche schnitt mir in die Ellenbeuge und die scharfen Kanten des Schlüsselbundes, um den ich meine Hand geballt hatte, drückten in meine Haut. Als der Druck in meinem Brustkorb meine Lungen beinahe zum Bersten brachte, machte sich mein Körper selbstständig.

Ich atmete. Die Tasche fiel zu Boden, der dumpfe Aufprall ließ die Stimmen verstummen. Die Geräusche, die sie von sich gegeben hatten, versiegt.

... Kondome dabei?

Ich hab deinen hübschen Mund vermisst, Baby.

Fuck, hast du das auch gehört?

Ich gluckste amüsiert. Stille folgte. Es war gerade einmal Nachmittag, normalerweise blieb ich bis abends im Büro. Ich hatte früher Schluss gemacht, weil heute ein besonderer Tag war. Und wie besonders. Noch nie war ich mir der Zweideutigkeit dieses Wortes so sehr bewusst gewesen.

Ein letztes Mal atmete ich tief durch, ehe ich die Schuhe von meinen Füßen kickte und das Bündel in meiner Hand in Richtung der Keramikschüssel warf, die auf der Kommode platziert war. Die Schlüssel rutschten über die Oberfläche, prallten

gegen die Wand und landeten mit einem Klirren auf dem dunkelgrauen Fliesenboden.

Ich lachte erneut, eine Spur hysterischer dieses Mal.

Die Stimmen waren zurück. Doch anstatt geflüsterter Worte und heiserem Stöhnen war das Rascheln von Kleidung zu hören. Zu blöd, dass der Großteil davon im Flur lag. Meine Beine setzten sich in Bewegung. Shirt und Kleid ließ ich hinter mir. Ich stieg über einen Highheel hinweg, der Absatz des zweiten ragte unter dem Regal hervor. Schwarze Lederschuhe kreuzten meinen Weg. Der Zitronengeruch des Poliermittels stieg mir in die Nase und in meinem Magen rumorte es.

Die Tür zum Wohnzimmer wurde aufgerissen, bevor ich meine Hand danach ausstrecken konnte. Und plötzlich stand er vor mir, Hitzeblößen im Gesicht und Schweiß auf der Stirn. Seine Hose saß tief auf den Hüften, doch wenigstens hatte er eine an. Der Gürtel war nur durch die Hälfte der Schlaufen gezogen worden und der Knopf offen. Irgendwo im Augenwinkel nahm ich hinter ihm eine Bewegung wahr, vermutlich die Person, die den hübschen Mund meines Freundes vermisst hatte, und jetzt nach ihrem Albtraum aus Tüll und gerupftem Kanarienvogel auf der Suche war.

»... Olivia, bitte, es ist nicht das, wonach es aussieht. Es tut mir –«

»Halt deine Klappe.«

Sein Geschwafel verstummte abrupt und die grünbraunen Augen glänzten verdächtig. Sein Gesichtsausdruck spiegelte Unglaube, was ich ihm nicht verübeln konnte. Noch nie in meinem Leben hatte ich einer Person, die ich liebte, derartige Worte ins Gesicht geschleudert. Zudem hätte ich auf meine Worte am liebsten meine Faust folgen lassen. Die Finger meiner rechten Hand zuckten.

»Bitte, Baby, lass es mich erklären«, kam es gepresst von Marlon. Er fuhr sich durch die braunen Haare, die auch so

schon in alle Richtungen standen und präsentierte mir damit unfreiwillig die Kratzspuren auf seinem Oberarm. Der Anblick und der Kosenamen brachten das Fass beinahe zum Überlaufen. Ein bitterer Geschmack breitete sich in meinem Mund aus.

»Verschwinde. Sofort.« Meine Stimme klang ungerührt, etwas, für das ich mir später auf die Schulter klopfen würde. Doch im Moment konnte ich nur an eines denken: dass ich mich lieber in zwei Hälften zerreißen lassen würde, als das, was hier geschah, zu akzeptieren. Nur gut, dass ich gerade nicht die Kontrolle über mein Handeln hatte. Mir war, als würde ich eine Episode eines Netflix-Dramas vor Augen haben, nicht aber einen Ausschnitt aus meinem eigenen Leben.

Marlons Schultern sackten herab. Eine Gestalt drängte sich an ihm vorbei, für mich nicht mehr als ein Schatten. Denn mein Blick klebte noch immer an meinem Gegenüber, meiner Vergangenheit und Gegenwart. Der Teil mit der Zukunft war wohl Geschichte.

Hinter mir war ein Reißverschluss und dann ein Poltern zu hören. Das Klackern von Highheels wechselte sich mit dem dumpfen Geräusch einer nackten Fußsohle ab, die wiederholt auf die Fliesen traf.

Ich tat einen Schritt zurück, um Platz zu machen. »Unter dem Regal.«

Marlon sah mich verwirrt an, doch die Person am Rand meines Sichtfeldes verstand. Sie zog ihren vermissten Schuh hervor und hatte sogar noch die Nerven, mir für meinen Hinweis zu danken. Das Klackern verlor sich im Flur, die Haustür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Stille.

»Raus«, wiederholte ich meine Forderung. Mit einer ruckartigen Kinnbewegung fügte ich dem Ganzen noch etwas mehr Dramatik hinzu.

Marlon strich sich die Haarsträhnen aus dem Gesicht, die in

seiner verschwitzten Stirn klebten. »Olivia, das ist meine Wohnung ...«

Ein Lachen brach aus mir hervor, in einer Tonlage und Art, wie ich es noch nie zuvor gehört hatte. Mein *Ex*-Freund schien zu begreifen, dass mir langsam die Sicherungen durchbrannten und trat den Rückzug an. Er lief an mir vorbei, sammelte sein Shirt vom Boden auf und zog es sich, auf ausreichend Abstand bedacht, über. Marlon hatte bereits die Wohnungstür erreicht, als er sich zu mir umdrehte, ein flehender Ausdruck unterbrach seine angespannten Gesichtszüge. Kurzerhand schnappte ich mir den Schuhlöffel von der Kommode und hielt ihn drohend zwischen uns. Ich würde nicht zulassen, dass er mir noch einmal zu nahe kam. Dass er mich noch einmal *berührte*. »Verschwinde. Spar dir deinen Bullshit.« Marlon ergab sich fluchend, aber kampflös und verließ die Wohnung. Es dauerte, bis ich realisierte, dass es das jetzt tatsächlich war. Doch die Einsicht brachte keine Tränen mit sich, und noch immer war da kein Schmerz.

›*Happy Birthday, Olivia.*‹

2



Keine Stunde später hatte ich mein Hab und Gut zusammengepackt. Drei Umzugskartons, ein Koffer, eine Reisetasche und ein Wanderrucksack, den mir Marlon letztes Jahr geschenkt hatte. Ich hatte damals gedacht, dass es nicht mehr schlimmer kommen könnte. Dass ein Fehlgriff von Geschenk und ein *beinahe* vergessener Geburtstag der Tiefpunkt waren. Tja, schlimmer ging eben immer.

Die Sonnenbrille auf der Nase und mein Handy in der Hand, umgeben von dem ganzen Gepäck, hätte man meinen können, dass ich auf ein Taxi wartete, das mich zum Flughafen brachte. Wie weit entfernt der Gedanke an Urlaub plötzlich schien, dabei hatte ich erst heute Morgen zwei Tickets gebucht, um Marlon an meinem Geburtstag zu überraschen. Damit er sich eine solche Peinlichkeit wie letztes Jahr ersparte. Im Nachhinein war mir der Grund für seine verpatzten Geschenke sonnenklar: Er hatte sich nie wirklich für mich interessiert. Genauso wenig wie ich mich für ihn.

Shit.

Der Wanderrucksack war inzwischen sorgfältig in einem

Container für Altkleiderspenden untergebracht. Die Kartons hatte ich im Kellerabteil der Nachbarin verstauen können, die in unserem Wohnhaus als Haushälterin engagiert war. Sie war gerade dabei gewesen, die Blumenbeete vor der Eingangstür zu bewässern und hatte wohl ihre eigenen Schlüsse gezogen, als ein halbbekleideter Marlon einer Dame nachgerannt war, die unverkennbar nicht ich gewesen war. Aus meinen blonden Haaren war ein dunkler Bob geworden, aus grünen Augen blaue. Ich hatte sie keiner bewussten Musterung unterzogen, was nur einen Schluss zuließ: Ihr Erscheinungsbild musste sich irgendwie in meinen Hinterkopf gebrannt haben.

Dass sie die Szene beobachtet hatte, hatte neben der offensichtlichen Blamage einen wünschenswerten Nebeneffekt: Sie stellte keine Fragen, als ich sie um die beiden Gefallen bat. Hoffentlich würde sie Marlon später all das Ungesagte entgegen schleudern, das sie bei mir vorhin beherrscht zurückgehalten hatte. Sie hatte mir ihre Visitenkarte mit den Worten gereicht, dass mir der Platz im Abstellraum unbegrenzt zur Verfügung stehen würde, sodass ich mir darum keine Sorgen machen müsse. Ich hätte Dankbarkeit für ihre Nachsicht empfinden sollen, aber auch diese Emotion war nicht greifbar.

Ich hob die Sonnenbrille von meiner Nase und legte den Kopf in den Nacken, als ich den ersten Regentropfen auf meiner nackten Schulter spürte. Und tatsächlich bevölkerten grauschwarze Wolken den noch bis vor kurzem ungetrübten Himmel. Meine Regenjacke war in einer der Kisten vergraben. Wer hätte gedacht, dass ich während einer fröhsommerlichen Hitzewelle auch nur einen Gedanken daran verschwenden würde? Oder dass Marlon mich betrügen würde? Dass er all das Vertrauen, mit dem wir unsere Differenzen überbrückt hatten, mir nichts, dir nichts für eine Fremde in den Sand setzen würde? Obwohl – vielleicht war sie gar keine Fremde. *Ich hab deinen hübschen Mund vermisst, Baby.* Das sagte doch alles,

oder? Der Regen prasselte auf mich herab, und ich rührte mich noch immer nicht vom Fleck. Erst als ein Taxi vor mir am Straßenrand anhielt und ich gefragt wurde, ob ich eine Fahrt benötigte, setzte ich mich in Bewegung. Gemeinsam hievten wir mein Gepäck – alles, ohne das ich nicht leben konnte – in den Kofferraum. Bei der Frage, wohin die Reise gehen würde, spürte ich ein nervöses Lachen in meiner Kehle kitzeln. War das ein erstes Anzeichen einer dissoziativen Wahrnehmungsstörung?

»Ich, ähm ... Zum Bahnhof, bitte.« Die einzige Fluchtmöglichkeit, die mir räumlich am nächsten war und mich am schnellsten weit weg bringen würde. Und selbst wenn man die Tränen nicht in meinen Augen sah, so hörte man sie in meiner Stimme. Die Taxifahrerin warf mir einen Blick durch den Rückspiegel zu, ehe sie knapp nickte und den Motor startete. Bevor sie jedoch losfuhr, reichte sie mir etwas nach hinten, das ich zögernd entgegennahm. Eine faustgroße Tafel Schokolade, auf dessen pinker Folie in silbernen Lettern gedruckt stand: *Love yourself*.

Ich gluckste und verschluckte mich beinahe an den Tränen, die ich nicht zulassen wollte. Ein paar geübte Atemzüge später löste sich die Enge in meinem Hals. »Danke.« Sie schenkte mir ein sanftes Lächeln, dann setzte sie den Blinker und manövrierte uns auf die Zufahrtsstraße. Bunte Lichter spiegelten sich in den Regentropfen, die sich auf der Fensterscheibe sammelten. Grelles Scheinwerferlicht von vorbeifahrenden Fahrzeugen gesellte sich dazu, während der Himmel stetig düsterer wurde. Eine halbe Stunde später am Hauptbahnhof angekommen, hatte sich der Nieselregen in einen ausgewachsenen Schauer verwandelt. Ich verabschiedete mich von der Fahrerin, zerrte mein Gepäck zum Schalter und kaufte mir ein Tagesticket, das landesweit gültig war. Immerhin hatte ich keinen blassen Schimmer, wohin die Reise gehen sollte. Erst als sich der Zug, in den ich eingestiegen war, in Bewegung setzte und Zielort sowie

Ankunftszeit durchgesagt wurden, wurde mir klar, dass ich meine Wahl nicht zufällig getroffen hatte. Mein Unterbewusstsein hatte die Führung übernommen. Ich stöpselte mir meine Kopfhörer in die Ohren, lehnte den sechsten eingehenden Anruf von Marlon ab und schaltete in den Flugmodus. Nur mein Gehirn ließ sich nicht so leicht vom Netz nehmen. Immer wieder geisterten mir ihre Stimmen durch den Kopf – und noch viel schlimmer: die Laute, die sie von sich gegeben hatten. Und noch viel *viel* schlimmer: Meine Vorstellungskraft malte mir die passenden Bilder in den Kopf.

Sechs Stunden später war mir so kotzübel, dass ich nicht einen Schluck von dem Wasser, das ich vom Bordservice gekauft hatte, hinunter bekam. Ich war komplett dehydriert, was mir mein Schädel heftig pulsierend mitteilte. Es schüttete nach wie vor, als ich das Bahnhofsgebäude verließ. Ich sah mich um, bemerkte Taxistände, diverse Bushaltestellen und einen Wegweiser zur U-Bahn-Station. Mitten im Regen blieb ich stehen. Denn ich hatte keine Ahnung, in welche Richtung ich musste. Meine beste Freundin wohnte seit zwei Jahren in einer neuen Wohnung, und ich kannte die Adresse nicht, da ich sie kein einziges Mal besucht hatte.

»Fuck.«

Ich zog meinen Koffer über die Bordsteinkante, ehe ich mich auf ihr niederließ. Meine Reisetasche landete neben mir in einer Pfütze, mein Hosenboden sog sich mit Regenwasser voll und das alles war mir so was von scheiß egal. Ich holte mein Handy hervor, starrte minutenlang auf den Bildschirm, bis ich mir schließlich die Kapuze meines Hoodies überzog und mit meinem Ärmel über das Display wischte. Miras Kontakt leuchtete auf. Ich drückte das Symbol um den Anruf zu starten. Während ich wartete, ob er angenommen oder abgelehnt wurde – letzteres würde ich ihr nicht verübeln können – zog ich

meine Beine an, legte meinen Unterarm quer über die Knie und bettete meine Stirn darauf.

»Hey, Livie! Hast du meine Nachricht bekommen? Happy Birthday, Süße! Was machst du gerade?«

Kein ›*Warum hast du dich so lange nicht gemeldet.*‹

Kein ›*Ich hätte nicht damit gerechnet, von dir zu hören.*‹

Statt einer Antwort entkam mir ein heiseres Schluchzen.
»Was ... Was ist passiert, Mira? Wie können drei *verschissene* Jahre so einfach ...«

»Livie? Wo bist du? Was ist los?«

»Wie habe ich das alles nur ... nur zulassen können? Ich habe einfach ... aufgegeben, obwohl ich doch ... obwohl wir ...«

»Scheiße, Olivia. Hast du diese track-my-friends-App noch? Ich suche jetzt deinen Standort und leite ihn Marlon weiter.«

Mir blieb das Herz stehen. »N-Nicht.« Ich schniefte und wischte mir mit meinem durchnässten Ärmel einmal quer übers Gesicht. Noch immer keine Tränen. »Ich bin in Manhattan.«

»Du bist was?! Aber wie ... Okay, spielt keine Rolle. Ich komme dich abholen. Wo bist du genau?«

»Am Bahnhof.«

»Am Bahnhof? Aber es ist schon dunkel! Olivia, was zum Henker ...« Ich hörte ein Rascheln am anderen Ende der Leitung, Stimmen im Hintergrund, auf die Mira etwas erwiderte, das ich nicht verstand. Ein Knall, vermutlich die Haustür, was mich augenblicklich um Stunden zurückkatapultierte. Ich sah Marlon vor mir, sein Shirt an die nackte Brust gepresst. Marlon, wie er seinem Seitensprung hinterher gaffte, statt mir in die Augen zu blicken.

Und ganz langsam kam er doch, der Schmerz. Das Ende unserer Beziehung aber schmerzte nicht so sehr, wie das Wissen darum, was ich alles dafür aufgegeben hatte. Nein, aufgeben war nicht das richtige Wort. Ich hatte mich mitreißen lassen, weil ich

damals keinen Schimmer gehabt hatte, was ich wirklich wollte. Wer ich wirklich war.

Tja, gute Frage. Wer war ich eigentlich?

»Livie, ich bin in ... zwanzig Minuten bei dir. Ian leiht mir sein Auto. Wo befindest du dich genau?«

Ich schniefte. »Vor dem Eingang.«

»Warte – vor dem Eingang auf der guten oder der schlechten Seite?«

Ich stöhnte gequält. Miras Worträtsel zu lösen, spornte meine Kopfschmerzen an. »Auf der ... auf der guten Seite ...?«

»Also bist du im Trockenen? Komisch, die Geräuschkulisse hört sich eher so an, als wärst du im Zentrum eines Hurrikans.«

»Hm.«

»Du stehst im Regen, was?«

»Nein.« Ich zog mir die Kapuze tiefer ins Gesicht, weil sich die Regentropfen auf meiner ungeschützten Haut wie Nadelstiche anfühlten. Es war zwar schon lange her, dass ich meiner besten Freundin gegenübergestanden hatte, aber in ihrem Schweigen zu lesen fiel mir noch immer leicht, weshalb ich kleinlaut hinzufügte: »Ich ... Ich sitze.«

»Ach, Olivia. Ich stell dich auf Lautsprecher, während ich fahre, okay? Bin gleich bei dir.«

Ich nickte, obwohl mir bewusst war, dass sie mich nicht sehen konnte. Sie würde meine Reaktion ebenfalls zu deuten wissen.

Mittlerweile war mir eiskalt. Der Temperatursturz, den das hiesige Gewitter mit sich brachte, war gewaltig. Ich klemmte mir das Handy zwischen Ohr und Schulter und zog an den Fransen meiner Shorts. Einzig der einsetzende Schluckauf störte mich in meiner Ruhe. Mira fing damit an, mir von ihrem Tag zu erzählen und schweifte irgendwann zu ihrer Berufung als Backgroundtänzerin ab. Das letzte Mal war viel zu lange her. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie sehr es mir fehlte, an ihrem Traum teilzuha-

ben. Vielleicht weil ich zu beschäftigt damit gewesen war, meine Realität zu einem machen zu wollen, damit ich mich nicht länger so ... leer fühlte. Wohin das Ganze geführt hatte, wusste ich jetzt. Zu einer Endstation, mitten im Regen.

»Livie, ich hab die Lichthupe aktiviert, siehst du mich?«

Ich seufzte schwer und rappelte mich mit steifen Bewegungen auf. Die Hose sowie das Shirt klebten an mir und ich zerrte an meinem Hoodie, bis der Stoff über die Mitte meiner Oberschenkel reichte. Das Gepäck um mich versammelt wartete ich, bis sich das Auto langsam näherte. Die Scheinwerfer schnitten durch die Dunkelheit und der schwarze Lack glänzte im Schein der Straßenlaternen. Die Regentropfen spiegelten das gelborange Licht wider und verliehen der Szene etwas Anmutiges. Der Motor rührte auf, als Mira im Leerlauf das Gaspedal anstatt der Bremse erwischte. Ich lachte leise und schüttelte den Kopf. Als befände ich mich plötzlich in einem Werbespot für Sportwagen.

Die Beleuchtung im Innenraum des Autos ging an, als Mira sich über den Beifahrersitz lehnte und mir die Tür öffnete. Mein Blick glitt ehrfürchtig über die schmal gebauten Sportsitze. Schwarzes mattes Leder, wohin man auch sah.

Mira atmete lautstark aus, ihre Schultern hoben und senkten sich bei der ungeduldigen Geste. Doch erst als sie mich in das Innere des Wagens winkte, schaffte ich es, meinen Fokus auf sie zu lenken.

»Mira, das ist –«

»Ich weiß, ich weiß. Ein Ford Mustang irgendwas irgendwas. Steigst du jetzt ein oder muss ich dich in den Kofferraum verfrachten?«

Ich zog meine klatschnasse Kapuze ein Stück zurück, um Mira besser ansehen zu können. »Hast du Handtücher dabei?«

»Äh, nein. Wieso?«

Ich schnaubte amüsiert. »Dieser Ian weiß wohl nichts davon,

dass du sein Auto ausgeborgt hast, was?« Ansonsten hätte er ihr sicher welche mitgegeben, bei der Erwähnung meiner derzeitigen Verfassung. Recaro Sitze vertrugen sich nicht gut mit nasser Kleidung.

Mira zog die Schultern bis zu den Ohren hoch. »Er hat mir den Schlüssel für die nächsten Tage überlassen, solange er im Krankenhaus ist. Also darf ich damit auch fahren.« Sie zögerte. »Und ich kann dir versichern, bei deinem Anblick hätte Ian nicht einen Gedanken an Handtücher verschwendet, bevor er dich auf den Beifahrersitz gehievt hätte.«

Eine Sünde, die ich in diesem Leben sicher nicht begehen würde. Kurzerhand ging ich vor meinem Gepäck in die Hocke und öffnete die Reisetasche. Zwei sorgfältig ausgebreitete Pull-over später saß ich im Auto, Koffer und Tasche sicher im Kofferraum verstaut.

Mira betrachtete mich mit schief gelegtem Kopf. Dabei war sie es, die einen Bademantel trug und ihre Haare zu einem losen Dutt hochgebunden hatte, mit einem Etwas, das aussah, als würde es jeden Moment von ihrem Kopf hüpfen und munter auf der Rückbank herum kullern.

Ich seufzte schwer und senkte den Blick auf meine ineinander verschränkten Finger. »Du hast da vorhin das ein oder andere Adjektiv vergessen, als du meinen Anblick beschrieben hast.« Ich bekam eine hochgezogene Augenbraue und deutete ein Schulterzucken an. »Erbärmlich und miserabel zum Beispiel.«

Und mit einem Mal wich sämtliche Luft aus Miras gerader Haltung. Ich wusste, dass sie versuchte, sich zusammenzureißen, weil das unser Deal war. Wenn die eine schwach war, hatte die andere stark zu sein. Geriet das Leben der einen aus den Fugen, bildete die andere den unerschütterlichen Ankerpunkt.

»Sagst du mir jetzt, was los ist? Hat es ... Hat es vielleicht

damit zu tun, dass Marlon seinen Beziehungsstatus auf Social Media eben auf Single geändert hat?«, piepste sie kleinlaut.

Arschloch. Ich atmete lautstark aus und nickte. Die klammen Hände in meinem Schoß ballte ich zu Fäusten, während ich die Worte aussprach, die das Ende besiegelten. Sie verwandelten Albtraum in Realität. »Marlon hat eine Affäre. Ich hab sie in flagranti erwischt.«

»Scheiße. Dieses ... dieses Arschloch!«

Eben. Ich nickte erneut. Ganz sachlich, während sich in Miras Gesicht die passenderen Emotionen abspielten. Mir fiel es schon immer leichter, in die Leere zu fallen, als mich ihnen zu stellen.

»Du wolltest ihn mit einem Urlaub überraschen, nicht? Ich hoffe, du hast ihm einen Arschtritt verpasst, der ihn bis auf den Mond befördert!«

Ich lachte, und hatte im nächsten Moment wieder glasige Augen. Diesmal aber war der Grund schön und hatte mehr mit Miras Trost und Nähe zu tun als mit dem Drama, dem ich entflohen war.

Sie griff nach meiner Hand und hielt sie fest. »Willst du noch etwas warten, bevor wir darüber reden?«

Ich wusste, dass sie am liebsten sofort jede Kleinigkeit erfahren wollte, um all das Gesagte und Ungesagte anhand von erzählter Mimik und Gestik analysieren zu können, doch ich bejahte ihre Frage, weil ich mich noch nicht dazu bereit fühlte. Es war gerade erst etwas über acht Stunden her, dass sich mein Leben komplett auf den Kopf gestellt hatte. Zeit allein würde das Chaos zwar nicht in Ordnung bringen, das war mir bewusst, aber zumindest etwas Abstand schaffen.

»Okay.« Sie drückte fest meine Hand. »Bis dahin verfluche ich ihn im Stillen. Oder Halbstillen. Du kannst nicht erwarten, dass ich *alles* zurückhalte. Erinnerst du dich noch an Sebastian, der nach eurem verpatzten Date Akne bekommen hat?« Sie

deutete in einer schwunghaften Geste auf sich selbst und wackelte mit den Augenbrauen.

»Das war in der zehnten Klasse. Und zwei Pickel kann man wohl kaum als Akne bezeichnen.«

Sie rümpfte die Nase. »Ich habe mein Bestes gegeben. Dieses Mal werden es mindestens fünf.«

»Mir würde es schon reichen, wenn du ein bisschen Lippenherpes auf ihn hetzt.«

Ich hab deinen hübschen Mund vermisst, Baby.

Scheiße.

Miras wiederholtes Blinzeln hinter den Brillengläsern wies auf ihre glasigen Augen hin, die den Blick aus meinen geröteten erwiderten. Sie räusperte sich und zog den Gürtel ihres Bademantels enger, bis der hellblaue Pyjama kaum noch darunter hervorlugte. »Ich, ähm ... Wir sind vorhin erst mit dem Training fertig geworden und du hast angerufen, als ich ... Und ...« Sie schluckte schwer und sah wieder auf. »Livie, ich hab keine Ahnung, wie das funktioniert. Bis jetzt warst immer du ... Und ich ... Ich meine ...«

Ihr Blick schoss zu mir, als ich ein leises Lachen ausstieß. Statt etwas auf ihr nervöses Gemurmel zu erwidern, streckte ich die Hände nach ihr aus. Eine Millisekunde später hatte sie mich bereits an sich gezogen. Ich legte mein Kinn auf ihre Schulter und schloss fest die Augen, während sie mir mit einem Klammergriff die Luft aus den Lungen presste.

»Ich hab dich vermisst, Olivia Clarisse Dubois.«

»Ich hab dich auch vermisst, Miranda Jones.«

3



Mira nahm mich, nachdem wir ausgestiegen waren, an der Hand und zog mich mit sich. Zu beiden Seiten schraubten sich Wolkenkratzer in die Nacht und hinter überraschend vielen Fenstern war noch Licht zu sehen. Laut war es ebenfalls, das Prasseln des Regens vermischte sich mit Straßenlärm, aus dem hin und wieder laute Stimmen und Gelächter hervorstachen.

Eine Treppe mit fünf Stufen, dann passierten wir eine Eingangstür, die zwar mit einem Quietschen protestierte, uns schließlich aber Einlass gewährte. Ich warf einen letzten Blick auf den Mustang, der traurig draußen im Regen stand. Mira würde ihn später zurück in die Tiefgarage fahren, in der ein trockener Stellplatz auf ihn wartete. Wir quetschten uns in einen winzigen Aufzug, in dem wir die Reisetasche auf den Koffer stapeln mussten. Nach einigem Hin und Her balancierte auch Mira halb auf dem Turm, der unangenehm gegen meinen Rücken drückte. Sie pustete sich eine der dunklen Haarsträhnen aus der Stirn, die ihrem Knoten entflohen war und drückte den Knopf für die oberste Etage. Mein Herz sackte nach

unten, als sich der Aufzug in Bewegung setzte. Das Ding war wohl direkt aus der Hölle hochgefahren, samt Höllenfeuer unterm metallenen Hintern. Erinnerungen an Telefonate und Textnachrichten kamen während der Fahrt in mir hoch, in denen mir Mira von all den kleinen Macken berichtete, die die Wohnung aufgewiesen hatte, nachdem sie eingezogen war. Ein Wasserschaden im Bad, ein fehlender Herd in der Küche. Fliesen, die ausgetauscht werden mussten, wobei der Vermieter nicht mit sich hatte verhandeln lassen. Ich hatte Mira mehrmals angeboten, ihr finanziell unter die Arme zu greifen, doch wie immer hatte sie abgelehnt.

Ich war ein zitterndes Häufchen Elend, als wir endlich die Wohnung betraten. *Wohngemeinschaft*. Ein Detail, das mir entgangen war, weil ich eine miserable Freundin war. Das Adjektiv *beste* wagte ich nicht länger zu verwenden. Ich tauchte nach Monaten, in denen ich mich zu selten gemeldet hatte, nicht nur unangekündigt in Manhattan auf, ich quartierte mich auch noch bei ihr ein. Und das nur, weil ich nicht allein sein wollte.

Ich bekam eine Tasse mit dampfendem Inhalt in die Hand gedrückt, sobald ich über die Schwelle trat und wurde, was ich noch weniger erwartete, in eine kuschelige Decke gewickelt. Der Kakao schwappte zum Glück nicht über, denn das herzförmige Gefäß besaß ein Fassungsvermögen von etwa einem Liter und war gnädigerweise nur bis zur Hälfte gefüllt. Allein der Geruch sorgte dafür, dass mir erneut übel wurde, aber die Wärme tat gut. Ich klammerte mich an die Tasse, als Mira sie mir abnehmen wollte, was mein unbekanntes Gegenüber zum Kichern brachte. Ich war dehydriert, durchgefroren und erschöpft. Außerdem hielt sich das Brennen meiner Augen hartnäckig, deshalb wunderte es mich nicht weiter, dass ich von dem Geschehen um mich herum nicht viel mitbekam. Ich wurde mittig in einem Raum platziert, den nur der sanfte Schein einer

Nachttischlampe erhellte. Erst als Mira mich dazu aufforderte, meine nassen Sachen auszuziehen, aktivierte sich mein selbstständiges Denken. Meine Bewegungen waren ihr anscheinend zu langsam, weshalb sie es schließlich selbst in die Hand nahm, mir die Sachen vom Leib zu schälen. Erneut in die Decke gehüllt, schob sie mich über den Flur ins Bad. Im Augenwinkel nahm ich gerahmte Bilder wahr, die die weißen Wände zierten. Dank des ständig präsenten Tränenschleiers konnte ich jedoch nicht erkennen, was darauf zu sehen war. Gedämpfte Stimmen drangen aus dem Wohnzimmer zu uns. Entfernt hörte ich meinen Koffer über den Boden rollen und spürte Miras warme Hand zwischen meinen Schulterblättern. Parkett wurde zu Fliesen, Fliesen wurden zu flauschigem Teppich. Im Badezimmer wechselten sich helle und dunkle Grautöne ab und die Fliesen wie Fugen erstrahlten in neuem Glanz – zumindest einen Mangel hatte der Vermieter anscheinend behoben. Mira legte mir Handtücher und trockene Kleidung bereit, unverkennbar einer ihrer Lieblingspyjamas. Rosarot mit gelben und blauen Sternchen drauf. Der Gürtel ihres Bademantels löste sich und offenbarte ihren eigenen. Hellblau mit bunten Raketen und Teddybären in Raumfahrtanzügen. Erst auf den zweiten Blick fiel mir auf, dass sie einen Herrenpyjama trug. Ich hielt ihr Handgelenk fest, als sie sich bereits abwenden wollte. Mira war von der Geste überrascht, wusste aber sofort Bescheid, als sie sah, worauf mein Augenmerk lag.

»Ich hab ihn ein bisschen vermisst«, gab sie flüsternd preis.

Mir sackte das Herz in die Magengrube. »Mira –«

Sie löste sich aus meinem Griff und hob abwehrend die Hände. »Nein, schon gut! Es ist eine gute Art von Vermissten, verstehst du? Alles gut.«

»Aber –«

»Olivia Dubois, beweg deinen Hintern in die Dusche und trink deinen Kakao. Wir können noch einen Film schauen,

wenn du möchtest. Oder eine Serie, Flynn hat mir eine empfohlen, die soll so richtig voll von abgedrehten Plot Twists sein.«

»Hm. Ich glaub, ich will einfach nur noch ins Bett.«

»Okay.« Mira nahm mein Gesicht in ihre Hände und quetschte meine Wangen, bis der Ansatz eines Lächelns auf meinen Lippen zu sehen war. Sie hatte so viele Gesten von ihm übernommen. Als würde ein Stück von ihm durch sie weiterleben.

Mira hatte ihm näher gestanden als ich. Was wirklich erstaunlich war, denn bevor Miles ausgezogen war, um zu studieren, hatte ich an ihm geklebt wie eine kleine Zecke. Im Nachhinein kam mir die Zeit, die ich mit meinem Bruder verbracht hatte, trotzdem nicht genug vor. Nicht einmal annähernd. Im Gegensatz zu meinen Eltern hatte er mir nicht stundenlang Vorträge über Etikette und die Wertigkeit von Bildung gehalten, sondern mir dabei geholfen, meinen Platz im Leben zu finden. Er hatte mir all die Dinge beigebracht, die wichtig waren. Nach seinem Tod hatte ich alles über den Haufen geworfen. Ich hatte so sein wollen wie er, und dabei all das vergessen, was er mir eingetrichtert hatte.

Es tut mir leid, Miles.

Beinahe war mir, als hörte ich seine Stimme in meinem Ohr.

»Schon gut, Kleine. Solange wir einander haben, ist alles gut.«

Es war schon eine sehr, sehr lange Zeit nicht mehr alles gut.

Mira tätschelte meine Wange. »Und jetzt hopp hopp, bevor du dir noch eine Erkältung holst. Sie würde meinen Racheplänen unweigerlich im Weg stehen.«

Ich schüttelte schmunzelnd den Kopf, folgte ihren Anweisungen jedoch ohne zu zögern, da sich die Kälte langsam in meinen Knochen festsetzte. Trotzdem war der eisige Biss nichts gegen das erdrückende Gefühl, das mein Herz fest umklammert hielt.

Ich lag in einem fremden Bett und starrte an die Decke, während mir ein Satz wieder und wieder durch den Kopf ging. Mira hatte mich im Zimmer ihres Mitbewohners untergebracht, nachdem ich ihr mitgeteilt hatte, dass sie zwar die Liebe meines Lebens war, ich mich aber dennoch nicht mit ihr in ein winziges Bett mit einem Maß von noch nicht einmal einem Meter fünfzig quetschen würde. Doch wenn ich ehrlich war, hätte ich es vorgezogen, acht Stunden eingequetscht zwischen Mira und der Wand zu verbringen, als allein zu sein. Aber Mira hatte einen Job, einen Traum, für den sie alles gab, also musste sie tagtäglich topfit sein, und ich würde den Teufel tun, ihr den wertvollen Schlaf zu rauben.

Nur weil ich nicht allein sein wollte.

Der Gedanke hielt sich hartnäckig.

Die Lichter der Stadt tauchten den Raum in warmes gelboranges Licht, sicher ein schöner Anblick, doch mir fehlte die Energie, mich umzusehen. Jeder Handgriff schien mir zu viel. Ich schaffte es nicht einmal, meine Kopfhörer aus der Tasche zu kramen. Als wäre mein Körper in den Stromsparmodus übergegangen, da meine Reserven erschöpft waren. Leider hatte ich keine Ahnung, wie ich sie auffüllen sollte. Schlaf war ein erster Ansatzpunkt, dem mein Hirn allerdings so einiges entgegenzusetzen hatte. Gerade musste ich daran denken, wie ich Marlon kennengelernt hatte. Es war ein scheiß kalter Herbsttag, einige Wochen nach dem Unfall. Dank der Krücken hatte ich gerade erst einen Teil meiner Selbstständigkeit wiedererlangt. Die Presse hatte mir an den Fersen geklebt. Es hatte zu regnen begonnen, wodurch die Tränen auf meinen Wangen weniger aufgefallen waren. Marlon war wie selbstverständlich neben mich getreten und hatte mich unter seinen Regenschirm genommen. Wir waren schweigend nebeneinander hergegangen, hinter uns das Blitzlichtgewitter, vor uns graues Herbstwetter. Die Sicherheitsleute meiner Eltern hatten Marlons Platz

schneller eingenommen, als mir damals lieb gewesen war. Mein Versuch zu türmen war gescheitert. Es war sowieso ein aussichtsloses Unterfangen gewesen, weglaufen konnte man nur vor anderen, aber nicht vor sich selbst.

Dass wir uns Monate später zufällig getroffen hatten, war wohl Schicksal gewesen. Obwohl – alles konnte ich dem Schicksal auch nicht in die Schuhe schieben, Social Media hatte seinen Beitrag dazu geleistet. Ich hätte meine Konten einfach löschen sollen, wie ich es ursprünglich vorgehabt hatte, statt mich nur davon zu distanzieren. Vielleicht läge ich dann nicht in einem fremden Bett, in einer fremden Stadt. Vielleicht hätte ich Mira damals nach Manhattan begleitet und wäre unserem Traum gefolgt, statt dem Wunsch meiner Eltern. Doch nach Miles Tod schien es mir das einzig Richtige zu sein, meinen Platz in der Firma zu finden. An diesem Teil seines Lebens hatte ich krampfhaft festgehalten, als die Welt um mich herum in ihre Einzelteile zerfallen war. Ich drehte mich auf die Seite, drückte die zu einem Knäuel geballte Decke an mich und schlang ein Bein darum. Der Geruch von Waschmittel stieg mir in die Nase und überlagerte für einen Moment den frischen herben Duft, der dem Raum anhaftete. Ich atmete tief ein und schloss die Augen. Der Regen prasselte gegen die Fensterscheibe, ein Geräusch, das mich in den Schlaf lullen könnte, wären meine Gedanken nicht um so vieles lauter. Ich rollte mich zurück auf den Rücken, holte das Kissen unter meinem Kopf hervor und drückte es mir aufs Gesicht, um die Flüche zu ersticken, die unbedingt über meine Lippen wollten. Ein entnervtes Stöhnen entwich mir trotzdem. Als ich das Kissen frustriert ans untere Ende des Bettes warf, zog ein leiser Signalton meine Aufmerksamkeit auf sich. Auf die Unterarme gestützt sah ich zu dem PC, der sich auf dem Schreibtisch links von mir befand. Zwischen Arbeitsplatz und Bett waren kaum drei Meter Platz, weshalb es mir leicht fiel, die Meldung zu

identifizieren, die gerade aufgepoppt war. Eine Kalendernotiz für morgen acht Uhr früh.

Besprechung Choreografie Teil II, Track 4, Solo

Ebenfalls ein Tänzer? Plötzlich hatte ich ein schlechtes Gewissen. Nicht nur, dass Mira sein Auto ausgeborgt hatte, um mich vom Bahnhof abzuholen, er überließ mir auch sein Bett während seiner Abwesenheit – und ich wusste nicht einmal mehr seinen Namen. Ich rieb mir die Stirn, noch immer auf einen Ellenbogen gestützt, und überlegte. Ian, oder nicht? Hatte Mira nicht etwas von wegen Krankenhaus erwähnt? Shit, ich hätte besser aufpassen sollen. Die Meldung verschwand vom Bildschirm und der Kalender tat sich in der Wochenübersicht auf. Ich konnte beobachten, wie Termine bearbeitet wurden. Ian hatte anscheinend ebenfalls von seinem Handy aus Zugriff auf die App. Einträge wurden verschoben, andere gelöscht oder neu hinzugefügt. Einer für den morgigen Tag sprang mir sofort ins Auge.

14:30 OP

OP? Wie Operation? Fuck. Ohne es zu merken war ich aufgestanden. Ich beugte mich über den Schreibtisch, obwohl ich wusste, dass ich theoretisch gerade in fremden Angelegenheiten herum schnüffelte. Okay, nicht nur theoretisch, auch praktisch. Ein medizinischer Befund ragte unter einem Ordner hervor. Das, was ich sah, reichte aus, um zu wissen, was los war. Eine Verletzung am Sprunggelenk. Bänderriss. Wenn eine Operation angedacht war, wurde wahrscheinlich mittels Bandplastik die Stabilität wiederhergestellt. Die Genesung samt Reha konnte fast ein halbes Jahr in Anspruch nehmen. Wenn er wie Mira als Backgroundtänzer arbeitete, würde ihn das einige Verträge kosten. Ich legte eine Hand auf die Lehne des Schreibtischstuhls und sah mich seufzend im Zimmer um. Es war gemütlich, vielleicht zwanzig Quadratmeter groß. An der Wand zwischen Bett und Arbeitsbereich war ein bodentiefer Rundbo-

genfenster eingelassen, gegenüber stand ein Wandschrank. Ein lederner Couchsessel und ein Bücherregal befanden sich hinter dem Bett. Ich schlenderte darauf zu und fuhr mit den Fingerspitzen über die Buchrücken, doch gedanklich blieb ich an dem Befund hängen.

Träume waren so fragil. Selbst wenn man ihnen sein ganzes Leben verschrieb und sein Handeln danach ausrichtete, gab es keine Garantie, dass sie tatsächlich in Erfüllung gingen. Aber auch wenn man etwas nachging, für das das Herz *nicht* schlug, konnte man scheitern. Wenn man also ohnehin ein Risiko einging, warum dabei dann nicht nach seinen Träumen greifen?

»Scheiß drauf.« Ich fischte mein Handy vom Nachttisch, setzte mich auf das Bett und tippte eine Mail an Louisa. Seit meinem Einstieg in die Firma, in der ich arbeitete, stand sie mir nicht nur als Vorgesetzte zur Seite, sondern vor allem als Mentorin. Ich schrieb meine Entscheidung in Zeilen, die mein Leben, das bis jetzt größtenteils in gelenkten Bahnen verlaufen war, eine plötzlich scharfe Rechtskurve nehmen ließ, während mir noch immer der eine Satz durch den Kopf ging.

Wie konnte ich es nur so weit kommen lassen?

Ich kündigte.